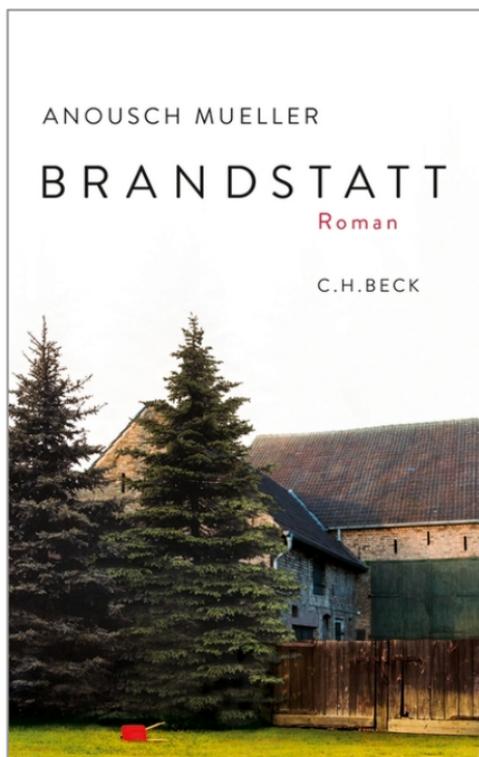


Unverkäufliche Leseprobe



**Anousch Mueller**  
**Brandstatt**  
Roman

223 Seiten, Gebunden  
ISBN: 978-3-406-65349-0

Weitere Informationen finden Sie hier:  
<http://www.chbeck.de/12600225>

## Prolog

Sommer 1993

Am frühen Abend des 31. Juli 1993 begann die Suche nach Lydia Noll. Etwas war geschehen, das spürten wir, als wir – eine Horde Halbwüchsiger – vom alten Bahnhofsgelände, auf dem wir den Nachmittag über rumgegangen hatten, zurück ins Dorf in unsere Elternhäuser liefen. Vorm ersten Haus an der Straße standen schon etliche Anwohner, andere kamen hinzu und unterhielten sich aufgeregt. Ein Polizeiauto fuhr eben aus einer der engen Gassen. Bald darauf folgten drei weitere Autos. Unterdessen strebte ein Dutzend Menschen aus dem Dorf hinaus, hinein in die Felder, wo ihre Köpfe wie Bälle über den Maiskolben vorüberschwebten. Von dieser Anhöhe aus lag eine eigentümliche Stille über der Szene. Und von Haus zu Haus ging schon ein Murmeln: Sie suchen Lydia. Und in dieses Murmeln mischte sich bald eine dunkle Gewissheit.

Sommer 2009

Ich habe ihn heute wiedergesehen. Wir überquerten beide dieselbe Straße in entgegengesetzter Richtung. Er hatte keine Chance, mich zu erkennen. Durch die Sonnenbrillengläser erkannte ich in seinem Gesicht die sechzehn Jahre seither. Als er an mir vorübergegangen war, zögerte ich einen Augenblick. Nach unsicheren drei Metern drehte ich mich um und erblickte nur noch ein Gewimmel von Passanten. Ich setzte meinen Weg fort. Er wirkte kleiner, gedrungener. Oder bin ich etwa gewachsen? Natürlich, ich war ja damals erst vierzehn. *Aber er ist es gewesen.*

## Fama

### 1.

Sommer 1993

«Was suchst du hier?» Jan Pajak trat aus der Küchentür in den Hof, die Hände in den Hosentaschen, der Oberkörper nackt, austrainiert, braun gebrannt, und wartete auf eine Antwort. Um meine Beine schmiegt sich sechs Katzenjunge. Ich nahm eines auf den Arm und strich ihm übers winzige Köpfchen. «Kannst den Tiger haben», raunte er, «kannst alle haben, und wenn du sie nicht willst oder jemand anderer, kommen sie ab in den Sack und rein ins Wasser.»

«Meine Eltern mögen keine Katzen. Bei uns auf dem Hof gibt es immer nur Hunde, nie Katzen», sagte ich und ließ den Tiger fallen. «Aber ich möchte fragen, ob ich das rote Fahrrad haben kann, das seit ewigen Zeiten hinten am Zaun steht. Selbstverständlich bezahlt.» Jan Pajak kratzte sich am unrasierten Kinn und lachte dann auf: «Das olle Ding. Ich weiß nicht, es ist wirklich schon uralte, es gehörte meiner Mutter, es war ihr Mädchenfahrrad. Es ist also sehr alt und überhaupt kaputt und verrostet. Was willst du mit dem Vehikel?» Ich sagte, dass ich alte Dinge mochte, dass ich sie sammelte und reparierte. Alte Wagen, Schreibmaschinen, Kameras - lauter technisches Zeug.

«Ich hätte sowieso lieber im Zweiten Weltkrieg gelebt, oder noch früher, und das Fahrrad erinnert mich daran.»

Jan Pajak verzog das Gesicht. «Ein komischer Vogel bist du. Annie Veit, stimmt's? Ich bin noch nicht lange wieder hier, aber deinen Vater kenne ich natürlich, den Herrn Mechanicus, wie er genannt wird. Wird er doch noch?» Diesmal musste ich lachen. Mein Vater war berühmt dafür, dass er alles zusammenbauen oder erfinden konnte, was sich nur irgendwie mechanisch miteinander verbinden ließ.

«Na gut», sagte Pajak, «nimm das olle Ding mit, brauchst nichts dafür zu zahlen.» Er machte eine Pause, zündete sich eine Zigarette an, fixierte mich und sagte: «Du magst also alte Dinge. Ich glaub, ich hab da was für dich. Komm ruhig rein.»

Ich schritt auf ihn zu, vorsichtig. Je näher ich ihm kam, umso nackter fühlte ich mich in der kurzen Jeans und dem weißen Unterhemd. Zu Hause vorm Spiegel erschien mir dieser Aufzug noch wie eine kleine Uniform. Die Sommerkleider und Röcke hatte ich mir jedenfalls nach kurzer Überlegung vom Leib gerissen. Aber ich hatte mir die Augenbrauen ein wenig nachgezogen, die Wimpern getuscht und einen Hauch Rouge aufgetragen.

Er stand noch immer im Türrahmen, ich war nur noch drei Meter von ihm entfernt, aber er machte keine Anstalten, auszuweichen, mir Platz zu machen für meinen Eintritt in sein Haus. Ich verringerte noch einmal mein Tempo, und als wir nur noch einen Atemzug voneinander getrennt waren, trat er zurück. Ein wenig, gerade so weit, dass wir uns nur um ein Haar nicht berührten.

Ich befand mich in einem Vorbau, einem Holzverschlag mit Luken, durch die das Licht schablonenartig

hineingeschnitten zu sein schien. Ein Wintergarten ohne Fenster, dachte ich.

«Warte hier. Ich hole nur was. Es wird dir gefallen.» Ich nickte. So hatte ich einen Moment Zeit, den Raum zu inspizieren. Im Halbdunkel erkannte ich eine Anrichte, einen kleinen Schrank und einen Schreibtisch. Darauf lagen zwei Atlanten, großformatige Papierbögen, Zirkel, Stifte, Lineale. Als würde er einen Feldzug planen. Bevor sich noch weitere Dinge aus den Schatten herauschälten, trat Jan wieder zu mir.

«Vielleicht könntest du mir einen kleinen Gefallen tun. Ich habe hier eine alte Taschenuhr von meinem Großvater. Was meinst du, ist da noch was zu machen?» Er öffnete seine Hand, faltete ein kariertes Taschentuch auseinander und präsentierte eine Minerva.

«Eine wunderschöne Minerva», sagte ich. Er legte sie in meine Hand. Ich wog sie, fuhr mit den Fingern über das kalte Messing und die zarten Kratzer auf dem Glas entlang. «Ich werde sie reparieren!» Wir sahen uns an. In diesen Moment hinein schrillte das Telefon. Er aber blieb reglos stehen. Das Telefon schrillte unaufhörlich. Es muss ein antiker Apparat sein, dachte ich, und vor allem: Warum nimmt er den verfluchten Hörer nicht ab? Das Schril-len nahm schier kein Ende, und Jan verharrte in seiner Pose.

«Nun», sagte ich, «danke für das Fahrrad. Bis bald.»

Mutter lag ausgestreckt im Liegestuhl unter einem marineblauen Sonnenschirm und blätterte in der *Cosmopolitan*. Auf ihrer alabasterweißen Haut trug sie einen roten Bikini. Ihr kornblondes Haar, das ich von ihr geerbt hatte, war

mittig gescheitelt und hing in zwei fülligen Dolden knapp über den Schulterblättern. Ihr zu Füßen schlummerten Justus und Hermann, unsere Langhaardackelrüden. Mutter interessierte sich wie gewöhnlich nicht für die Vorgänge um sie herum. Und so ignorierte sie die Tatsache, dass ich auf einem alten Damenrad in den Hof fuhr.

«Hallo», grüßte ich, und ohne dass sie dabei aufblickte, grüßte sie zurück. Ich wollte ihr die Mühe einer Nachfrage über den Verlauf meines Nachmittages ersparen und begann unaufgefordert zu berichten: «Ich war bei Jan Pajak, und er hat mir das Fahrrad hier geschenkt.» Nicht, dass Mutter daraufhin die Zeitschrift aus den Händen gegliitten und sie noch blasser geworden wäre, als sie ohnehin schon war (worauf sie viel Wert legte, sie mied die direkte Sonne und puderte sich stets eine Nuance zu hell), aber immerhin legte sie das Magazin weg, starrte mit großen Augen (grün, auch das eine Seltenheit) zu mir herüber, nahm eine aufrechte Sitzposition ein und fragte: «Wie bitte?»

Während ich mich an die Reparatur der Bremse machte, erzählte ich von meiner Begegnung mit Jan Pajak, von den Katzen, vom Rad und von der Taschenuhr.

«Hier, siehst du, so eine wertvolle Uhr hat er mir einfach mitgegeben, ich glaube, die Zugfeder klemmt.»

«Und ich glaube, bei dir klemmt was ganz anderes», blaffte Mutter mich an, die inzwischen aufgestanden war und sich ein Long-Shirt übergezogen hatte. «Ich möchte wissen, was dich in diese Einöde treibt, nur um mit einem kaputten Fahrrad und einer kaputten Uhr von einem noch kaputteren Typen zurückzukommen. Ich kapiere das nicht.» Sie ging ins Haus und knallte die Tür hinter sich zu.

Mutter ließ keinen Zweifel daran aufkommen, dass sie Arbeit verabscheute. Im Gefolge der Ereignisse der Jahre 89/90 wurde ein Großteil der Belegschaft des Büromaschinenwerks entlassen, und sie nutzte die Gunst der historischen Stunde und gab sich fortan als unvermittelbar aus. Die neuen Zeiten wurden herrliche Zeiten. Endlich konnte Mutter ohne den Ruch des Asozialen arbeitslos sein.

Wir lebten mietfrei im Haus ihrer Eltern, die von der Abfindung auf Grundlage des Landwirtschaftsanpassungsgesetzes ihren Vorruhestand genossen und das taten, was ihnen Bauerntum und Sozialismus jahrzehntelang verwehrt hatten: reisen.

Meine Großeltern waren in unserem Dorf zur Welt gekommen, sie hatten sich schon immer gekannt. Ihr gemeinsames Leben begann damit, dass Opa am ersten Schultag von der hinteren Schulbank aus Oma an den blonden Zöpfen gezogen hatte. Auf einem Foto guckt Oma im Alter von sieben Jahren stolz in die Kamera, die dünnen Ärmchen auf der Schulbank gekreuzt, und im Hintergrund lugt frech ihr späterer Ehemann hervor.

Es gab nur ein Fotoalbum in unserer Familie. Kleine gezackte Fotos auf schwarzem Karton, die einzelnen Seiten durch knisterndes Spinnenpapier getrennt. Was unser Haus von allen Häusern, die ich kannte, unterschied, war das Fehlen von gerahmten Fotografien an den Wänden.

Mutter fand Reisen zu anstrengend, und Vater hatte Angst vorm Fliegen. So fanden alle ihren Modus: Mama konnte ungestört ihrer Melancholie nachhängen, und die Großeltern mussten dieses «Elend», wie sie Mamas Selbstgügsamkeit nannten, nicht mit ansehen.

Vater war noch autistischer als Mutter. Aber ein ausgezeichneter Arbeiter. Mit seinen gepflegten Feinmechanikerhänden und seinem pragmatisch-flausenfreien Kopf schaffte er mühelos den Schritt vom mechanischen ins digitale Zeitalter. Vor Kurzem hatte er einen Computer-Notdienst eröffnet, der bereits jetzt von all den kenntnislosen PC-Eleven des Umlandes überrannt wurde. In einem Fernstudium und Nächten vor Büchern und Bildschirmen hatte er sich zum Experten für DOS und Windows ausgebildet. Dazu war er wie eh und je als Tischler, Maler und Mechaniker tätig und unterhielt eine feine Reparaturwerkstatt für Miniaturmodelle aller Art.

Ich habe von klein auf sein Tüfteln beobachtet, mir alle Techniken abgeschaut, sodass er mir irgendwann kleinere Aufträge überließ. Aber ob er stolz auf seine Tochter war, die ihm so eifrig nachgeeifert und schon als Zweijährige mit großen Augen das unermüdliche Auf und Ab der Holzhobel angestaunt hatte, ließ sich nicht sagen. Vater redete kaum, er sang oder piff nicht einmal. Er war ein stiller Arbeiter. War er gütig? In jedem Fall war er duldsam.

Mama war im Sommer 1993 noch zurückgezogener als sonst. Sie lag den ganzen Tag auf der alten ausrangierten Couch im Hof und las Romane aus dem Buchclub. Oder sie stieg aufs Fahrrad, fuhr fort und kam ein, zwei Stunden später zurück. Das war nichts Ungewöhnliches. Ungewöhnlich war allenfalls der Blick meines Vaters, den er mit meinen Großeltern tauschte, wenn sie zum Abendessen nach Hause kam und sich stumm an den gedeckten Tisch setzte. Ich dachte, oje, sie hat einen Liebhaber, aber

etwas an der Art, wie alle schwiegen, verriet, dass es darum nicht ging. Es war wie eine stille Übereinkunft, dass sich niemand in die Angelegenheiten des anderen einmischte, obwohl oder weil wir so eng zusammenlebten. Vielleicht war es auch einfach nur eine vorzeitige Resignation.

Ich befand mich in den Ausläufern der Pubertät, und meine jugendhafte Pfiffigkeit wich allmählich einer weiblichen Zartheit, wodurch ich Mama immer ähnlicher wurde. Doch sie vernachlässigte ihr Ebenbild mehr und mehr. Sie schien die überschwänglichen Liebkosungen vergangener Tage einer selbst gewählten Distanz zu opfern. Ja, opfern, denn es fühlte sich wie ein geplanter Abschied an, einer, der ihr nicht das Herz brechen sollte. Nicht noch einmal.

Mutter selbst hatte keine Geschwister (und ihr Lebenswandel war ein stummer, unausgesprochener Vorwurf gegen ihre Eltern), aber Vater hatte einen Bruder. Onkel Achim, der zwanzigjährig, geschwächt durch ein gebrochenes Herz, die um einige Jahre ältere, gestrenge, humorlose und unattraktive Hertha Leutsch geheiratet hatte. Mit ihr hielten, so die Legende, Geiz und Niedertracht Einzug in unsere gutmütige Familie.

Onkel Achim war Schornsteinfeger, und sein Beruf zeichnete ihn mehr als alles andere aus. Aus dem kohleschwarzen Gesicht leuchteten die hellblauen Augen, wenn eine Schar Kinder um ihn herumschlich und angezogen von seiner Aura aus Rauch und Ruß um Glück bat. Und konnte er sich für einen Augenblick dem bösartigen Kontrollblick seiner Gattin entziehen, ließ sich wunderbar mit dem seit seiner Hochzeit chronisch Nervenkranken her-

umtollen. Dass er seine Aufmerksamkeit mir, einem Mädchen, entgegenbrachte, kränkte wiederum meine Tante, die meiner Mutter die Tochter nicht gönnte. Onkel und Tante schwiegen sich genau wie meine Eltern meistens an. Doch während es bei den Eltern ein Wahren von Unausprechlichem zu sein schien, war es bei Onkel und Tante pure Verachtung.

Das ungleiche Paar hatte einen Sohn, Enrico. Gemeinsam verbrachten wir unsere Kindheit, ungerührt von den Scharmützeln unserer Mütter, wie Bruder und Schwester, bis uns die Pubertät und mit ihr unversöhnliche musikalische und intellektuelle Interessen auf immer auseinandertrieben. Enrico imitierte ungeschickt die lächerliche Avantgarde der Jugendkultur Anfang der Neunzigerjahre, indem er weite weiße Hosen und weiße Bomberjacken trug und von Weitem so fett und bereift wirkte wie das Michelin-Männchen. Ein Stadium, aus dem er nicht herauswuchs, da er der scheue Fliesenleger blieb, der er mit sechzehn Jahren auf Drängen seiner Mutter geworden war. Er hätte Abitur machen können, aber Tante Hertha hielt nichts von Bildung, und Onkel Achim schwieg und senkte den Blick auf seine rauen Schornsteinfegerhände.

Bevor dieser lebensartige Riss Enrico und mich entzweite, hatten wir über Jahre hinweg mit einer Horde anderer Kinder in Erwartung noch fernerer Geheimnisse jeden Backstein umgewälzt. Wir hatten schon immer in einer Atmosphäre ungelöster Rätsel gelebt. Mit dem Ahnen des Unergründlichen wuchsen wir alle auf, so, wie schon unsere Eltern, Großeltern und deren Vorfahren in Geheimniskrämerei, Andeutungen und Schweigen erzo-

gen worden waren. Jedes Dorf ist ein Mysterium, ein Ort, an dem das Ungeheuerliche scheinbar mit großer Regelmäßigkeit wie prophezeit eintrifft.

In unserer Familie jedoch glaubte keiner an Verwünschungen, und vielleicht war das der Grund, warum unsere Familie von aller Unbill (mal abgesehen von Tante Hertha) verschont geblieben war. Ich also war gestärkt, furchtlos und besonnen. Doch eines Tages zog es mich zu Jan Pajak.

---

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: [www.chbeck.de](http://www.chbeck.de)